

**Claus Leggewie (KWI: Institute for Advanced Study in the Humanities, Essen)**

**Bericht über die**

**4<sup>th</sup> Alumni Conference of the Round Table USA**

**“Societies in Transition - Adjusting to Changing Global Environments”**

Eine transatlantische Konferenz an der Pazifikküste? Nichts passt besser, denn die good old days der Atlantikbrücken sind - darauf haben uns gleich zu Beginn Norman Naimark und Rolf Hoffmann deutlich hingewiesen - endgültig passé. Man hätte es in Europa gleich nach 1990 bemerken können, dass die Vereinigten Staaten die EU und insbesondere Deutschland nach dem Ende des Kalten Krieges nicht mehr benötigen, aber es hat bis 2003 gedauert, als am Vorabend des Irak-Krieges amerikanische Politiker das alte und das neue Europa erfolgreich auseinanderdividierten, um zu realisieren, dass die nordatlantische Spezialbeziehung perdu und auch die deutsch-amerikanische Freundschaft ziemlich abgekühlt ist. Die Zahlen, die Hoffmann präsentiert hat und die einen beachtlichen Rückgang des Austauschinteresses unter Studierenden, Doktoranden und Forschern vor allem auf amerikanischer Seite belegen, zeugen davon ebenso wie die Ausrichtung der Stanford University, die Naimark als Repräsentant der gastgebenden Stanford Universität - ganz gegen seine eigenen „alteuropäischen“ Intuitionen - vorführte. Noch sehr viel deutlicher wurde Charles A. Kupchan (Georgetown University) im Dinner Speech über „Unstable Multipolarity - Adjusting to Shifts in the Global Power Equation“, der auch klar machte, wie wenig ein eventueller Mehrheits- und Machtwechsel in Washington am Bedeutungsverlust Europas und der Gewichtsverlagerung nach Asien ändern wird - und dass dies nicht zuletzt an der politischen Selbstbeschränkung Europas liegt. Deswegen ist es gut, dass wir uns am Pacific Rim versammelt haben, wo - jedenfalls nach US-Auffassung - neuerdings die Musik spielt. Der Vorteil, den die europäische Seite daraus ziehen kann: Europa und ganz speziell Deutschland haben mit multilateralen Verhältnissen reichhaltige Erfahrung, mit transnationalen Gemeinschaften und Netzwerken wissen sie eigentlich besser umzugehen als eine oft ganz auf das nationale (oder imperiale) Interesse fixierte US-Außenpolitik. Das Programm, das wir hier mit ausgesprochen intensiven und lebendigen Vorträgen und Diskussionen absolviert haben, war in vieler Hinsicht geeignet, sich den neuen Herausforderungen zu stellen. Die Auswahl der Gegenstände deckte die gesamte Palette der Konvergenzen und Divergenzen ab. In den Working Groups 1 (Cultural

and Personal Values in the USA and in Germany - Common Ground and Divergence) und 2 (The Rationale of Values and Value Conflicts - Decision Makers, Mediators and the Role of Societal Groups) kam klar zum Ausdruck, in wie verschiedenen - mentalen wie organisatorischen - (Medien)-Welten man in Deutschland und in den USA lebt; das betrifft bei den elektronischen Medien die Programmgestaltung ebenso wie die Rezeptionsweisen des Publikums. Aber es zeigte sich in der Diskussion auch, dass Journalisten ganz verwandte Probleme professioneller Natur haben, etwa in der Auseinandersetzung mit Quotendruck und Kommerzinteressen - und wie sehr sich das öffentlich-rechtliche Rundfunksystem diesbezüglich dem einstigen Antipoden in den USA angenähert hat.

Was „Werte“ im Allgemeinen betrifft, zeigte sich, dass man trotz der beschworenen Gemeinsamkeit „westlicher Werte“ hier ebenfalls von zwei Welten ausgehen muss, die sich nicht unbedingt annähern. Die Eröffnungsvorträge von Russell A. Berman „The Value of Values: Pluralist Societies and a Common Canon of Values - A Contradiction?“ und Roger O. Friedland „The Constitution of Religious Violence“ waren provokant und hilfreich für ein konzeptionelles Gerüst der oftmals ebenso empirie- wie theoriefreien „Wertedebatte“. Berman eröffnete einen Meta-Diskurs über den „Wert von Werten“, den er in die Formel übersetzte „What is the cost of having a culture?“ Damit zielte er auf die Frage, ob eine Gesellschaft solche substantiellen Werte besitzt, für die sie sich bis zum Äußersten stark macht, oder ob schlicht der relativistische Satz gilt, dass kulturelle Globalisierung lokale Narrative relativiert und ihre Stabilität unterminiert. Berman führte Beispiele an, bei denen dies - gerade zum Schutz von kulturellen Einwanderer-Minoritäten - nicht angebracht sei: “In other words, to refrain from any project of cultural integration necessarily leaves immigrants vulnerable to exploitation and practically stripped of their rights. That is the point where superficial multiculturalism, fearful of denigrating other cultures and therefore unwilling to assert the host culture’s advantages, in effect traps immigrants in marginalized ghettos.” Aber auch umgekehrt wird ein Schuh draus: “But if one concedes that immigrants might benefit from knowing that the host society values, for example, non-discriminatory labor practices, and that therefore, if they face discrimination they would have some recourse and, more importantly, understand how to obtain it, should the same immigrants also know that the host society similarly values women’s rights? What about free speech or gay marriage?” Berman führte die nützliche

Unterscheidung zwischen einer opportunistisch-strategischen und einer mimetisch-transformativen Aneignung von Werten: Letztere „...involves significant transformations of cultural values and practices in order to imitate or at least accommodate global sensibilities, typically in the form of immigrant subcultures. So while the first model depended on the invocation of distant responses, the second concerns the local cohabitation of different population groups. What is at stake is that unlike earlier eras in which a primary expectation involved the assimilation of the immigrants to the host culture, the contemporary multicultural era has reversed this to call for an adjustment of the host culture to immigrant expectations, with significant consequences for social values. “ Berman warnte vor einer Ermäßigung westlich-universaler Werte und einem Rollback vor allem in Gender-Fragen.

Friedland fokussierte den religiösen Kontext und die diesem seiner Meinung nach inhärente Gewalt. Er stellte sich damit gegen Interpretationen politischer Gewalt, die diese vom „wahren“ Kern einer Religion trennen respektive darin nur den defensiven Reflex einer moralischen Gemeinschaft sehen will. „Religious violence is not only an instrument for the pursuit of political power; it marks the boundaries of an institution, it is an expression of divine sovereignty. Violence is an attribute of politicized religion because politicized religion contests the foundations of state authority, seeking to ground it in religion, not the demos or the law, in a logic of collective representation that points to authors beyond the collectivity, authors who intervene in history, who take place, who make and unmake bodies, both individual and collective bodies, bodies that have boundaries, that are alive, that have a sex.“

Für Friedland ist religiöser Nationalismus gewaltförmig und auf eine politische Gestalt aus. „Contemporary politicized religions are characterized by a particular conjunction. On the one hand they are preoccupied with the regulation of sexuality—homosexuality, abortion, marriage, divorce, pre- and extra-marital sexuality, evolution. On the other hand, they tend towards bodily violence—the killing of officials, of non-believing opponents, of enemies inside and out. That violence is either enacted in the present or anticipated in an apocalyptic future. In the former case its violence is typically by their own hands, not a distant technical killing, but one in which their own lives are close at hand, if not consumed, in the

acts themselves.” Die Generalthese des Beitrags war: “Sex and violence: The most simple -- and revealing -- aspect of these religious investments of love and death is located in their corporeality, in the making and unmaking of human bodies.“ Und dies zielt dann auf eine radikal andere, nicht-säkulare Begründung von Souveränität: „The sovereign God in whom religious nationalists would ground the sovereignty of their states, is not only a law-giver, who can deliver spectacular pains in its defense, but one who guarantees sometimes extraordinary birth, who rewards his followers with fertility, including collective birth, the one who not only takes, but who makes life. Not just death, but erotic love and the birth in which it issues provides an originary template for institution, for making place for the law and the collective subject who makes it its own. The religious nationalist model of state sovereignty, in short, is also a model of human procreation. For them law and life both derive from an exceptional divine source. Its violence is but one side of its boundless love, its possessive desire, its exclusive demands.“

Detlef Pollack führte zurück in die Gefilde der empirischen Religionsforschung: „*Religion and Society: The Impact of the Growing Cultural and Religious Diversity on Germany*“. Er konstatierte religiöse Differenzierung und Pluralisierung, aber weder den Bedeutungsverlust des Kerns der europäischen religiösen Tradition noch eine Resakralisierung der Politik und Kultur. Die Working Group 3 (Religious Groups in the USA and in Germany and Their Influence on Science, Education, Business, and Politics) diskutierte auf dieser Linie Impulsreferate von Josef Braml, Robert J. Devine und Christian A. Eberhart. Es zeigte sich wieder, dass es zwei verschiedene Säkularisierungsmodelle im Westen gibt und die US-Politik weit stärker religiös geprägt ist als die deutsche und europäische.

Die transatlantische Debatte, in welcher Religion Jahrzehnte lang höchstens eine Nebenrolle gespielt hat, ist mittlerweile von solchen Debatten über Werte und Einstellungen beherrscht. Die Bedeutung der wachsenden sozialen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten im globalen Kapitalismus und die schwindende Rolle des (aus beiden Seiten des Atlantiks wiederum sehr unterschiedlichen) Wohlfahrtsstaates griff Helmut K. Anheier in seinem Referat über „Global Change and Civil Societies“, in dem er sich besonders mit dem facettenreichen „Third Sector“ (zwischen Staat und Markt) befasste und seine Ambivalenzen aufzeigte.

Working Group 4 (Social Conflicts, Social Cohesion - Adjusting to Rising Inequalities) diskutierte auf der Basis von Impulsreferaten von David Grusky, Katja Guenther und Katharina Kugler Fragen der Anpassung an Globalisierungsdruck, auch wieder im Blick auf Diskriminierungs- und Gleichberechtigungsaspekte.

Eine der spannendsten Debatten der Tagung war „Mobility in Times of Global Change - How Does Migration Change Our Societies?“ gewidmet. Mit höchst authentischen und ebenso praxisnahen wie theoriehaltigen Betrachtungen von Tamar Jacoby, Zachary Shore, Peter Laufer und Michael Werz zum Thema der illegalen Immigration und der Integration von Muslimen. Die US-amerikanische Debatte, die in den letzten Jahren von einem aggressiven Protektionismus geprägt war, zeigt aber, dass realistischere auch illegale, scheinbar chaotische Immigration eine stabile Selbstregulierung kennt und der Verdrängungswettbewerb mit wenig qualifizierten einheimischen Arbeitskräften ausgeblieben ist. Und es ist, wie etwa Tamar Jacoby vom Manhattan Institute darlegt, damit zu rechnen, dass diejenigen, die sich nicht mit einem Gastarbeiter-Status begnügen wollen, nicht als ressentimentgeladene Unterklasse hängen bleiben werden, sondern sich kulturell assimilieren, sozial aufsteigen und auch politisch beteiligen. Die wachsende Macht des „Latino-Wählers“ kann das belegen, und mehr noch die Tatsache, dass er sich wohl bald proportional ins Zwei-Parteien-System der Vereinigten Staaten einfügen wird. Ist das die Rückkehr des *melting pot*?

Was man jedenfalls von Amerika lernen kann: Eine vernünftige Variante von Multikulturalität lässt Herkunft und Kultur immer nur als Angebote einer temporären und dynamischen Verwurzelung von Individuen gelten. Deren wichtigstes Recht ist folglich, jederzeit aus ihren Gemeinschaften austreten zu dürfen. *Multikulti* hat folglich nicht das Geringste mit Beliebigkeit (normativer Indifferenz), Parallelgesellschaften (sozio-kulturelle Segregation) und Standpunktlosigkeit (Kulturrelativismus) zu tun; und kultureller Pluralismus ist kein Hindernis, sondern eine Voraussetzung für eine demokratische Lebenswelt.

....